

Kultur als Brücke

Autor(en): **Bondy, François**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **56 (1976-1977)**

Heft 10

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Man kann also diese Darlegungen mit der Feststellung abschliessen, dass das Bankgeheimnis bei weitem kein starrer Begriff ist und dass der Gesetzgeber, die Rechtsprechung und die schweizerische Regierung, ihrer Verantwortung sowohl auf interner Ebene wie auf jener der internationalen Beziehungen bewusst, potentiell oder realem Missbrauch wirksam begegnet sind. Die Gesetzesänderungen, welche vom Bundesrat vorgeschlagen worden sind, gehen in diese Richtung. Gewisse Grenzen sollten jedoch nicht überschritten werden. Deshalb ist es wichtig bei der Erhebung der Wehrsteuer, dass nur dann vorgesehen wird, den Bankier von seiner Schweigepflicht zu entheben, wenn ein *Steuerbetrug* vorliegt, und diese Möglichkeit nicht auf die einfache *Steuerhinterziehung* auszuweiten. Was das internationale Gesetz über die gegenseitige Rechtshilfe in Strafsachen betrifft, scheint die Zulassung der gegenseitigen Rechtshilfe, wenn auch nur ausnahmsweise in Steuerangelegenheiten, äusserst gefährlich. Auf beiden Gebieten müssen die *Missbräuche* verfolgt werden und nicht das Prinzip der Schweigepflicht. Die Bedeutung des Bankgeheimnisses zu stark einschränken zu wollen, würde heissen, das Recht auf individuelle Freiheiten, wie wir es heute verstehen, seines Sinnes zu entleeren.

FRANÇOIS BONDY

Kultur als Brücke

In Washington fand im Oktober eine von langer Hand geplante internationale Konferenz statt – «Die US in der Welt». Gäste aus allen Kontinenten sollten im Gespräch mit Amerikanern zeigen, was das Bestehen der US für die restliche Welt bedeutet hat. Das reichte von der Forschung über das Betriebsklima und die Wohlfahrtspolitik bis zu Film, Comics und Jazz. In welchem Sinn und welchem Mass hatten die US den Charakter eines Modells, eines nachahmenswerten Vorbilds (etwa in Hinsicht auf Föderalismus, Assimilierung von Neubürgern usw.)? Inwiefern führte die Macht der US zu Ausstrahlung und Nachahmung? Inwiefern hat amerikanische Kultur nebst Subkulturen und Lebensstil andere Kulturen, Konsumgewohnheiten und Sensibilitäten verändert? Inwieweit bleiben die US ein unvergleichbarer Sonderfall oder sind umgekehrt ein Beispiel beziehungsweise – ob gewünscht oder nicht – das Bild der Zukunft aller anderen Gesell-

schaften? Inwieweit hat sich die Abneigung, Ablehnung und Furcht vor dieser Macht in einem Antiamerikanismus ausgedrückt, dessen Vokabular und Ausdrucksform selber in Amerika – wenngleich von «Rebellen» – geprägt wurde?

Insgesamt politisch, institutionell, kulturell, soziologisch ein faszinierender Themenkreis. Drei Stiftungen – darunter die Smithsonian Institution – hatten diese Tagung offenbar als den Import eines «Kollektiv-Tocqueville» konzipiert, was mindestens bewies, dass das Interesse der Amerikaner am Urteil von Fremden über ihre Gesellschaft noch immer weit grösser bleibt, als das bei anderen Völkern der Fall ist. Trotz des Aufwandes ist diese Konferenz, deren drei Arbeitsgruppen gleichzeitig tagten, keine intellektuelle Krönung des Bicentennials gewesen, sondern bis auf wenige Ausnahmen wie die Diskussion über Jazz eher unergiebig. Zu lernen war hier nur, wie gefährlich die grossen allumfassenden Themen sind.

Ausserhalb der Konferenzsäle bot allerdings Washington DC viel Anlass zu Überlegungen. Das neue «Air and Space Museum» zum Beispiel, das weder in der Grosszügigkeit seiner Anlage noch mit seinen Exponaten in Europa denkbar wäre – vielleicht nicht einmal in Moskau – und eine schier erdrückende technologische Distanz zwischen «ihnen» und «uns», eine eigentliche Kluft vor Augen führt. Adrien Turel hat 1950 ein Buch veröffentlicht unter dem Titel «Russlands und Amerikas Wettlauf zur Eroberung des Jenseits» und vorausgesagt, dass beim Vordringen in den Raum das alte Europa nicht mehr dabei sein würde. Den Besucher dieses Museums konnte nicht überraschen, dass die US diesmal bei den wissenschaftlichen Nobelpreisen – vom literarischen ist noch gesondert die Rede – alle Lose gezogen hat, ohne dass irgendwer, ausgenommen die kommunistische *L'Humanité*, diese Entscheidungen als tendenziös kritisiert hätte.

Gleich daneben das vor zwei Jahren eröffnete Hirschhorn-Museum, mit dem ein im Zarenreich geborener Uranmillionär und Sammler sich ein Denkmal gesetzt hat, und wo bis zum 20. Oktober eine ungewöhnliche Ausstellung zu besichtigen war: «The golden door» mit Lebenszeugnissen und Werken vieler der berühmtesten amerikanischen Künstler unserer Zeit, wodurch der Beitrag von Immigranten an der amerikanischen Kultur nachgewiesen wurde. Darunter Deutsche wie Josef Albers, Walter Gropius, Ludwig Mies van der Rohe, Hans Richter, Osteuropäer von Ben Shan zu Saul Steinberg, aber auch Willem de Koning, der repräsentativste Maler einer typisch amerikanischen Schule, und Marcel Duchamp, der schon 1915 aus Frankreich eingewandert ist. Kommentar im Katalog:

“Without the ideas, insights and confidence which these artists-immigrants imparted, the young American art in the second half of this century would have been very different, if not impossible.”

Noch eine dritte Ausstellung in Washington – in der National Portrait Gallery – passte zum Thema der Kulturverbindung. Ihr Titel: «Abroad in America, visitors to the New Nation 1776–1914» mit reichem Material von Lithographien, Photographien usw. So beginnt Marc Pacters Einführung zum Katalog:

America was the China of the nineteenth century – described, analysed, promoted and attacked in virtually every nation struggling to come to terms with new social and political forces. Sure of her destiny she commanded international attention.”

Und der letzte Absatz:

“As the twentieth century progressed, liberals in increasing numbers turned away from America toward newer experiments which satisfied need for structure and ideology. When, in 1919, a traveler announced that he had ‘seen the future and it works’, he was, significantly an American, the journalist Lincoln Steffens, abroad in the Soviet Union. Yet if America had lost her appeal to visionaries, she has nonetheless come to dominate the modern age. It is unnecessary to travel to the United States to witness the effects of technology, of uncontrolled growth and of mass-based prosperity. We are no longer seen as the hope of the world; we have become its reality.”

Gerade der Gegensatz zwischen dem Schluss, nach welchem die Welt nunmehr ohnehin durchamerikanisiert wäre, und dem «Air and Space Museum», dessen Besuch zu ganz anderen Ansichten führen kann, ist von Interesse. Amerikanische Intellektuelle rücken ab von der traditionellen Meinung eines amerikanischen «exceptionalism» als von einem überholten pharisäischen Vorurteil, während ein Europäer immer noch Beweise für diesen «exceptionalism» oder doch für einen immer noch vorhandenen Abstand zu finden meint.

Der Beitrag der Immigranten

Spielt es für die gegenwärtigen und die künftigen Beziehungen zwischen den USA und den Europäern eine wesentliche Rolle, dass Immigranten in der Entwicklung der Wissenschaft und in allen Bereichen der Kultur der USA einen Beitrag geleistet haben, der nicht wegzudenken ist? Über diesen Beitrag gibt es zahlreiche Veröffentlichungen, darunter Erinnerungen von Leo Szilard, und ein Werk von Laura Fermi. Was von hier gesehen «Auszug des Geistes» genannt werden konnte – darunter ein Viertel der damaligen mitteleuropäischen Nobelpreisträger – wurde von den USA entsprechend als «Einzug des Geistes» bewillkommnet. Man findet eine frappierende Aufzählung in «Zweihundert Jahre deutsch-amerikanische Beziehung» im Heinz-Moss-Verlag, München 1975, auf S. 53. Dort sind Forscher, Schriftsteller und Künstler, die zwischen 1933 und 1941 veranlasst waren als Flüchtlinge in die USA einzuwandern, genannt, unter

ihnen für das Jahr 1935: die Physiker Hans A. Bethe, Wolfgang Pauli, Edward Teller, der Philosoph Rudolf Carnap, der Komponist Kurt Weill; im Jahr 1938: der Regisseur Max Reinhardt, der Architekt Mies van der Rohe, der Philosoph Ernst Bloch, die Schriftsteller Thomas Mann, Hermann Broch, ferner Leo Strauss, Eric Vögelin, Karl W. Deutsch, die das politische Denken in Amerika so stark beeinflusst haben; für das Jahr 1940 die Psychologen Charlotte und Karl Bühler, die Schriftsteller Heinrich Mann, Alfred Döblin, der Komponist Paul Hindemith, der Historiker Paul Rothfels; und 1941: Max Ernst, Bertolt Brecht, Hannah Arendt. Das sind nur einige unter vielen Hunderten relevanter Namen. Diese Flucht von Intellektuellen nach Amerika fand statt in einer Zeit strengster Beschränkung einer Immigration, die damals vielen Zehntausenden nicht wie sonst eine Aufstiegschance, sondern die Lebensrettung bedeutet hätte.

War ursprünglich und insbesondere zwischen 1880 und 1914 die Immigration das Ziel der Unterschichten, vor allem aus Süd- und Osteuropa, und damit ein Massenphänomen, so war sie in den Jahren des Dritten Reichs vor allem die Rettung geistiger Eliten durch besondere Aktionen. Erst viel später sind die Beschränkungen der Einwanderung wieder aufgehoben worden, und zwar fortan auch für aussereuropäische nichtweisse Immigranten. Das hat sich nicht nur für lateinamerikanische Landarbeiter ausgewirkt, sondern für Tausende von Ärzten namentlich aus Entwicklungsländern wie den Philippinen. Ohne sie wäre die Versorgung der USA mit Ärzten durchaus unzulänglich. So hat der «brain drain», wie man ihn nunmehr nannte, nicht nur die Prominentesten erfasst, sondern notwendige Berufe mit aufwendiger Ausbildung. Diese Einwanderung ist von den US her gesehen nicht Grosszügigkeit, sondern Notwendigkeit und im gewissen Mass ein Beitrag armer Länder am Wohlergehen des reichsten Landes. Der Unterschied zur Anziehung von Fremdarbeitern in europäische Länder besteht nicht darin, dass auch «Elite-Berufe» in Amerika Einwanderern offen sind, sondern dass dort von der Einwanderung zur Einbürgerung die Etappen vorhersehbar sind, was für Europa nicht gilt.

Schmelztiegel: dieses Wort wird heute nur noch kritisch gebraucht, weil sich die Aufmerksamkeit ganz auf den Zusammenhalt einzelner Gruppen und «Stämme» richtet, auf die «ethnics». Vor mehr als einem halben Jahrhundert verkündete der Südslawe Adamić, die USA seien eine «nation of nations» oder gab der schon bekannten Formulierung einen Inhalt als Pionier der «ethnics-Bewegung». Wenn nicht Schmelztiegel, sind die USA immerhin ein Sammelbecken ohnegleichen. Die «wasps», weisse angelsächsische Protestanten, einst Vorbild aller neuen Amerikaner, werden zur Minderheit in einer Gesellschaft von Minderheiten und müssen noch – wer weiss? – auf ihr besonderes «ethnic-Bewusstsein» pochen, wie bisher Italiener, Polen

und Slowaken. Nicht zuletzt aus diesem Grund wird eine Untersuchung, in welchem Mass die Einwanderung eine amerikanisch-europäische Gemeinsamkeit fördern kann, durch den Kosmopolitismus der neuen Einwanderungspraxis überholt.

Gibt es dennoch diese Kulturgemeinschaft aufgrund einer traditionellen Verbundenheit und einer besonderen Partnerschaft, worin kulturelle Verwandtschaft und strategische Überlegung, geistige Nähe zu Europa und Bedeutung dieses wirtschaftlich hochentwickelten Gebiets einander stützen? Bekanntlich gibt es von Amerika aus gesehen und in Amerika ein Europa, das wir in unserem Kontinent nicht im gleichen Sinn erfahren. Wer hätte nicht erlebt, wie sich in amerikanischen Hochschulen oder «think tanks» Europäer vieler Länder treffen – neben Amerikanern, Japanern usw., während keine europäische Universität europäische Forscher sammelt? Man mag beim Lunch im Faculty Club der Harvard-Universität bedeutende Geister aus allen Teilen Ost- und Westeuropas antreffen – von Roman Jakobson bis Victor Weisskopf –, wie das einst auch in Göttingen der Fall sein mochte, aber heute nirgends in unserem Kontinent. Nicht nur weil die US so viele bedeutende Personen angezogen haben, sondern weil es in Europa keine europäisierten akademischen Orte gibt – ausgenommen *Cern* in Genf, aber nur für Physiker, während die Anregung im Interdisziplinären fehlt. Der Ethnologe Claude Lévi-Strauss hat berichtet, was für ihn die Begegnung mit Jakobson bedeutet hat, dessen strukturalistische Methode er auf sein Arbeitsfeld übertragen hat. Wo sonst als in Amerika hätte eine solche Begegnung stattfinden sollen?

Keine «Überfremdung»

Die europäischen Intellektuellen waren eine grosse kulturelle Bereicherung für Amerika und ein Ferment des Fortschritts, wie anderseits Amerika eine Chance für diese Intellektuellen gewesen ist. Wird aber ihre Wirkung ausschliesslich positiv gewertet? Man müsste da unterscheiden. So weit sie an der wirtschaftlichen und militärischen Macht der USA mitgewirkt haben, wird das allgemein anerkannt. Für einen Begriff wie «Überfremdung» ist hier kein Raum. Anders verhält es sich bei jenen Bereichen, in denen um Anschauungen, Doktrinen, Ideologien gekämpft wird. Hier wird seit langem und neuerdings eher noch stärker mancher Protest laut gegen den Einzug in das politische Denken des revolutionären, des doktrinären oder des pessimistischen Geistes, der mit dem Mitteleuropa der zwanziger und dreissiger Jahre verbunden wird. Populär wird diese Kritik in den eigentümlichen Reportagen mit satirischem Humor von Tom Wolfe. Er verspottet

«die Attitüde des europäischen Künstlers und Denkers als einsames Genie gegenüber dem Schutt einer untergehenden Welt». Vom Bauhaus über die Psychoanalyse bis zu Herbert Marcuses Ideologie mokiert er sich darüber, wie Amerikaner diesen fremden und hochmütigen Vorstellungen kritiklos verfallen seien. Aber auch Zeitschriften vom ernstesten intellektuellen Niveau wehren sich gegen die Übertragung von «Weimar» auf amerikanische Verhältnisse und die damit verbundenen Prophezeiungen über amerikanischen Faschismus. Eine ideologische Phase ist in diesem Jahrzehnt zu Ende gegangen – das sind kurzfristige Wandlungen, angesichts derer wir uns hüten müssen, jeweils das Ende eines Zeitalters zu verkünden. Doch wird gerade in dieser nichtideologischen Zeit die Kritik an importierten Doktrinen und Denkweisen artikuliert. Das kann sich auf der Ebene der eigentlich intellektuellen Auseinandersetzung abspielen, zum Beispiel in der Kritik in «Review of Politics» und in «Commentary» an Hannah Arendts faszinierender aber auch verwirrender Vermischung von Konservativismus und Anarchismus. Es kann sich aber auch mit einer dumpfen Revolte gegen das Intellektuelle als solches verbinden.

Zu untersuchen wäre die Beziehung dieses Misstrauens gegenüber den Doktrinen zur neuen Welle einer «Erweckungsreligiosität», deren traditionell antiintellektualistische Komponente nicht unterschätzt werden darf (vgl. Richard Hofstadter «Anti-Intellectualism in American Life» 1962). Immerhin sind Immigranten der dreissiger Jahre wie der Theologe Tillich, der Soziologe Lazarsfeldt von solcher Kritik ausgenommen, weil sie, jeder auf seine Weise, für Amerika prägend geworden sind, wie auf andere Art der aus Rumänien stammende Saul Steinberg als der grosse graphische Darsteller des amerikanischen Grossstädters gilt. So gibt es viele Fälle, in denen Künstler, Denker, Schriftsteller, auch wenn sie in bereits reifem Alter eingewandert sind, als Ausdruck und Mitschöpfer der amerikanischen Kultur gelten. Als Beispiel für Schriftsteller seien hier zwei Polen genannt: der Essayist Leopold Tyrmand, der Romancier Jerzy Kosinski. Wiederum ein Vorgang, für den es in Europa nur wenig Parallelen gibt.

Wir dürfen beinahe ohne Paradox behaupten, dass die Amerikanisierung zwar nicht die wünschenswerteste, aber die einzige wirklich vollzogene Gemeinschaft europäischer Intellektueller werden konnte – viele Einzelfälle in Europa ausgenommen, die aber daneben quantitativ kaum zählen. Es hat auch damit zu tun, dass auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften, der Technologie, aber auch der «Geisteswissenschaften» – Geschichte, Soziologie, Psychologie, Komparatistik usw. – engere Beziehungen zwischen jeder einzelnen europäischen Nation und den USA vorhanden sind als wechselseitig zwischen Europäern verschiedener Nationen. Alle Bemühungen um den deutsch-französischen intellektuellen Dialog – es ist das nahe-

liegendste Beispiel – ändern nichts daran, dass in den beiden Nachbarländern die englische Sprache, Amerikas wegen, die führende Zweitsprache bleibt, wie sie die Lingua franca der Wissenschaft ist. Schon manche Deutsche und Franzosen, die für ein geeintes Europa eintreten, haben sich darüber – das hat einmal Raymond Aron bemerkt – auf englisch unterhalten.

Wie «europäisch» ist Europa?

Hinsichtlich unseres Themas darf festgestellt werden, dass diese epischen menschlichen Beziehungen, die stets in Mehrzahl zu setzen sind, in den meisten Fällen enger sind als zwischeneuropäische intellektuelle Beziehungen zwischen verschiedenen Sprachgruppen. Nur für die Literatur dürfte das nicht im gleichen Mass gelten, denn im deutschen Sprachbereich werden viele ost- und nordeuropäische Schriftsteller gelesen, die meist nicht nach Amerika gelangen, etwa der Schwede Lars Gustafsson, der Pole Zbigniew Herbert. Im allgemeinen aber ist der Einfluss amerikanischer Stilrichtungen und Werke auf die Europäer mächtiger als entsprechende Einflüsse aus jeweils anderen europäischen Ländern. Welcher jüngere europäische Künstler wäre in ganz Europa so bekannt wie Rauschenberg oder Warhol?

Allerdings können sich die gleichen Einflüsse verschieden auswirken. Nehmen wir als frappierendes Beispiel die amerikanische Romanliteratur. Für den deutschen Bereich, insbesondere die Bundesrepublik, konnte festgestellt werden:

«Amerikanische Romane fanden nach 1945 in Westdeutschland ein Rezeptionsklima, das mit keiner anderen Konstellation in der literarischen Wirkungsgeschichte vergleichbar ist. (...) Nicht nur die materiellen, organisatorischen und politischen Gegebenheiten waren optimal, auch die leserpsychologische Apperzeptionsbasis für die Aufnahme amerikanischer Prosaepik darf ausgezeichnet genannt werden» (Rudolf Haas in «Nordamerikanische Literatur im deutschen Sprachraum seit 1945», München 1975).

In Frankreich hingegen war in den gleichen Jahren starker Antiamerikanismus aus verschiedenen Gründen bei Traditionalisten wie bei den Linken zu bemerken und ein starkes Bewusstsein des Anspruches, im Literarischen und im Künstlerischen selber auszustrahlen und nicht nur angestrahlt zu werden. Dennoch ist die amerikanische Romanliteratur seit William Faulkner in Frankreich stärker rezipiert worden als im deutschen Sprachbereich. Sie wurde in den dreissiger Jahren zuerst von André Malraux, dann von Jean-Paul Sartre gepriesen, und hat nach 1945 kritische Wertungen veranlasst, die ihrerseits sehr einflussreich geworden sind (zum

Beispiel Claude Edmonde Magny «Das Zeitalter des amerikanischen Romans») und hat auf die französische Romanliteratur selber stark gewirkt, wie einst Edgar Allan Poe auf Baudelaire und Mallarmé. Hier sind also spontan Beziehungen entstanden, die tiefer gingen als andere, die entschieden gefördert wurden. Mit dieser Feststellung verbindet sich keine Kritik an solcher sehr willkommenen Förderung. Nur ist wichtig und wohl auch erfreulich, dass schliesslich nichts die spontane Wahlverwandtschaft und die Freude der eigenen Entdeckung ersetzt.

Wie steht es mit dem neuerdings so bedeutenden Sektor der amerikanischen Literatur, dessen Autoren Juden sind und Osteuropäer der zweiten Generation? Diese Autoren, zu denen Philip Roth und Bernard Malamud, auch Norman Mailer, vor allem Nobelpreisträger Saul Bellow gehören, sind als problembewusste Grossstädter Vorläufer anderer Amerikaner, die sich erst später verstädtern, und Ausdruck eines besonderen ironischen intellektuell artikulierten Lebensgefühls, in dem Amerikaner anderer Herkunft sich nunmehr erkennen. Dieser Aufstieg hat jetzt im Nobelpreis für Saul Bellow seine internationale Anerkennung gefunden, was keinen amerikanischen Intellektuellen und überhaupt Leser überrascht hat. Der Kosmopolitismus, das aus begreiflichen Gründen oft schauernde Interesse an Europa macht diese Autoren zu den Fortsetzern der frühen philosophisch gebildeten Romanciers Neuenglands von Hawthorne bis Melville, mehr als zu Epigonen jener «Expatriates» wie Henry James, Ezra Pound, T. S. Eliot, die in Europa blieben. Saul Bellow ist drei Jahre nach der Auswanderung der Eltern aus Petersburg in Kanada auf die Welt gekommen und lebt seit seinem neunten Jahr in Chicago. Mehr als andere hat Bellow Ideen in die Romanliteratur eingeführt, und nicht nur wie Hemingway den Instinkt, das «*gut feeling*» der Sache, die eines Kampfes wert ist. Der Roman als ironische Ideenliteratur, wie er das einst für Voltaire gewesen ist, das könnte grundsätzlich wiederum eine Brücke zwischen Amerika und Europa sein. Doch sieht es so aus, als hätten diese Romanciers, die übrigens trotz gemeinsamer Voraussetzungen nicht als literarische Gruppe gesehen werden sollen, in Europa weniger Resonanz als einst Sinclair Lewis, Upton Sinclair, Thomas Wolfe oder Hemingway und Steinbeck. Warum wohl? Der literarische Umgang mit Ideen, die Darstellung des hellwachen, zögernden Intellektuellen statt wie bisher des Tatmenschen konnte keine so grosse Neugier hervorrufen. Nach Thomas Mann und Marcel Proust können solche Bewusstseinssträger dem europäischen Leser nicht den Schock des ganz anderen und dennoch für ihn Interessanten vermitteln. Vertrautheit oder scheinbare Ähnlichkeit der Motive, das berührt weniger als der Kontrast. Ausserdem schleichen sich gerade dort, wo man einander am genauesten zu verstehen meint, manche neuen Missverständnisse ein.

Jedenfalls enthält die amerikanische «Intelligentsia» heute ein beträchtliches Stück Europa. Müssen wir da nicht an jenen Historiker und Politikwissenschaftler aus Harvard denken, der als Erwachsener eingewandert ist und später als zweiter Mann im Staat der Adressat von Präsident Nixons Abdankungsbrief war? Da Staatssekretär Henry Kissinger am Ende seiner Amtszeit steht, darf er historisch betrachtet werden. Was hat es für eine amerikanisch-europäische Gemeinschaft bedeutet, dass ein europäischer Intellektueller an so hervorragender Stelle tätig war? Zunächst ist festzuhalten, dass für die Beziehung zwischen den US und Europa seit dem Krieg zwei andere Staatssekretäre mehr bedeutet haben: General Marshall und Dean Acheson. Für General Marshall war Europa ein «Objekt», dem geholfen werden musste, wieder «Subjekt» zu werden. Für Acheson war die Partnerschaft mit dem Bewusstsein gemeinsamer Traditionen und Interessen eng verbunden. Bei John Foster Dulles, der das Scheitern der Verteidigungsgemeinschaft und damit der europäischen Bundesstaatsidee mit Bitterkeit erlebte, verhält es sich anders. Kissinger erschien den Amerikanern oft sehr «deutsch» in seinem Hang zu dozieren, über Geschichte zu philosophieren und sich auf Spengler zu berufen. In der amerikanischen Rhetorik wird die böse Geheimdiplomatie abgelehnt. Man brauchte dafür einen Fachmann aus jenem Europa, das diese anrühige, aber leider notwendige Form der Staatskunst entwickelt hat – so konnte man, wenn nicht lesen, um so mehr hören. Hatten nicht einst die Franzosen die Medici, Concini, Mazarin «importiert», weil nur Italiener sich damals auf Staatskunst verstanden? Der Staatsmann als Experte. In seiner Amtszeit ist Kissinger den Europäern und den amerikanischen Juden nicht so verständnisvoll erschienen, wie beide Gruppen es wegen seiner Herkunft erwartet hatten. Jeweils tauchte die Vermutung auf, es handle sich um Komplexe und Überkompensierung. Nun werden seit Roosevelt Intellektuelle mit grossen Aufgaben der Administration betraut wegen ihrer Kompetenz und nicht wegen ihrer Meinungen und ihres Horizontes. Das gilt besonders für die beiden grossen «Macher» Kennedy und Nixon, die ihrerseits grosse «Könner» suchten, ohne dass dadurch die Gemeinschaft zwischen Völkern sonderlich gefördert wurde. Das kann im intellektuellen Leben geschehen und gilt nicht für Intellektuelle im Bereich der Macht. Die Zeit, in der die Staatsmänner selber Intellektuelle höchsten Ranges waren, liegt um zweihundert Jahre zurück ...

Paradox des Amerikanismus

Emigration und Rückkehr. Das ist ein besonders wichtiger Ausgangspunkt. Fallweise wäre zu untersuchen, inwiefern das Wirken zurückgekehrter Professoren an einer Lockerung traditionell steifer Verhältnisse

beigetragen haben. Noch unter der Weimarer Republik gab es eine Kluft zwischen Professoren und «Bohème-Intellektuellen», während nach 1945 etwa zwischen Professoren wie Höllerer oder Jens und Schriftstellern wie Grass oder Johnson keine solchen Unterschiede bestehen. Bevor von den Studenten aus jene Bewegung kam, die eindeutig amerikanische Ursprünge hatte, war aus verschiedenen Ursachen, aber nicht ohne Zutun von Rückkehrern, die Universität weniger feierlich geworden.

Bei den Studentenbewegungen begann es mit dem Funken, der von Berkeley auf Westberlin übersprang. Mit «teach in», «sit in» und Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg war der politische Antiamerikanismus identisch mit Ideen und Stimmungen der amerikanischen Jugend. Die mindestens vorübergehend wichtige Rolle eines Herbert Marcuse bestätigte, dass es hier europäisch-amerikanische Brücken gab.

Wir haben es mit zwei Arten von Wirkenden, zwei Formen von Wirkung zu tun. Zweierlei Wirkende: einmal jene Emigranten, die nach Amerika gingen, darunter für Deutschland 234 Vertreter der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (s. René König «Studien zur Soziologie», Frankfurt 1971, S. 103 ff.), und jene Emigranten, die zurückkehrten oder doch wieder regelmässig in Europa dozierten. Dann aber Studenten und junge Dozenten, die in die USA kamen und dort einen Lernstil und auch Lebensformen aufnahmen. Zum Beispiel Ralf Dahrendorf, der in den US Werkstudent war und später die neuen Wege der amerikanischen Soziologie vermittelte. In Paris ging Raymond Aron, der einst die deutsche Soziologie vermittelt hatte, dazu über, amerikanische Methoden bekannt zu machen. Junge Soziologen und Historiker (Michel Crozier, François Furet) gingen auf Monate, auch auf Jahre an amerikanische Institute. Diese Erfahrungen haben sich wissenschaftlich ausgewirkt, aber auch eine Generation von Dozenten ideologiekritisch gemacht. Die nach Alter und Erfahrung sehr unterschiedlichen Gruppen der Rückkehrer und der jungen Akademiker, die Amerika kennenlernten, haben komplementär im Sinn des Verständnisses gewirkt.

Schliesslich die beiden Wege der Amerikanisierung: das ist einesteils der Lebensstil mit Formen des Konsums und mit Subkulturen, andererseits Forschung, Literatur und Kunst. Gewiss, die Unterschiede mögen verschwimmen: wohin gehören die «comics», wohin der Jazz? Die Subkulturen haben besonders stark auf Osteuropa und die Sowjetunion gewirkt, wo sie mit Nichtkonformismus und Generationsbewusstsein der Jugend zu tun haben – man denke an die Hymne auf die Blue Jeans im bekannten Stück des DDR-Autors Plenzdorf. In der akademischen Kultur ist der Einfluss evident; an manchen Universitäten in Europa sind zum Beispiel die Lehrbücher von Samuelson (in englischer Sprache) obligatorisch.

Ob die amerikanisch-europäische Verbindung sich auch politisch im Sinn

der Partnerschaft auswirkt? Ihr Ansporn ist nicht die völlige Einebnung von Unterschieden – ist doch die institutionelle Eigenart der US, auf die die europäischen Begriffe nicht passen, zwischen Watergate und dem Aufstieg Carters sowie in der sozialpolitisch schöpferischen Rolle der Richter seit einigen Jahren besonders deutlich! Es geht jedoch um die genaue Kenntnis dieser Unterschiede, sowie dessen, was von der Sprache, der Tradition, dem Freiheitsverständnis aus Gemeinsamkeiten bleiben oder werden. Ob solche Gemeinsamkeiten im Singular als «Gemeinschaft» zu deuten sind? Das ist eine Ermessensfrage. Unsere Aufgabe ist, die Unterschiede und die Verwandtschaften, die Annäherungen und die Distanznahmen im Blick auf die Grundwerte und die aktuellen Probleme zunächst einmal klarer zu erfassen.

E. Y. MEYER

Das Zerbrechen der Welt

Zu den Anlässen, die mich dazu gebracht haben, vorsätzlich und hartnäckiger, in einer sowohl formal wie auch denkerisch etwas anderen Art, als ich das bisher getan hatte, wenn es auch sicher übertrieben wäre zu sagen: bis in die *Geburt*, so doch bis weit in die Anfänge des Gedächtnisses zurückzudringen zu versuchen, gehört eine Anthologie, zu der ich mein *erstes Lese-Erlebnis* beisteuern sollte; ein Anlass also, der mich dazu gebracht hat, mich auf einen kleinen Teilbereich eines Unternehmens einzulassen, dessen Bedeutung, vor allem und noch ausgesprochener in einem grösseren Rahmen, wohl kaum unterschätzt werden kann und das deshalb auch immer wieder eine grosse Anziehungskraft auf mich ausgeübt hat und immer noch ausübt, oder: das deshalb auch auf mich immer wieder eine grosse Anziehungskraft ausgeübt hat und immer noch ausübt.

Wenn der Versuch, darüber – über mein erstes Lese-Erlebnis – zu schreiben, bei mir aber trotzdem nur Erinnerungen wiedererweckt hat, von denen ich nur *ahnen*, nicht aber bewusst wissen kann, dass oder ob sie mein Leben in entscheidender Weise beeinflusst oder gar erschüttert haben, so glaube ich nicht, dass das nur an mir und an meiner Art, mich zu erinnern, liegt. Vielmehr dürfte es sich hier um eine allgemeine Erscheinung handeln, wenn sich das Erinnern nicht etwa im Rahmen einer Analyse abspielt. Dass ich